Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

26 (1.7.1934) Rasse und Volk

Visual Library

„Wir haben Euch keine Rechenschaft zu geben," lautete die Antwort.

Der Herzog legte auf den sprechenden Offizier an. Baron von Grünstein und Leutnant Schmidt, die aus dem anstoßenden Zimmer herbeigeeilt waren, hielten ihn aber zurück. Jeder Widerstand war unmöglich und nutzlos. Die Hofmauern waren bereits von französischen Gendarmen überstiegen und auch der Garten war schon mit Soldaten angefüllt. Gleichzeitig vernahm man derbe, französische Flüche und Befehle, die Haustüre zu öffnen. Da und dort wurden in der Nachbarschaft die Fensterläden aufgestoßen, so daß sie klatschend an die Wand schlugen, und Rufe nach dem Grund der nächtlichen Störung wurden laut. Die Fragen verstummten als man beim Anblick der französischen Truppen den Zusammenhang ahnte.

Der Kammerdiener Ganon wollte den Herzog retten, indem er ihn aufforderte, durch ein Fenster, das auf ein enges Gäßchen hinausging, zu fliehen. Die Aufforderung zur Flucht wies der Herzog aber ab. Er eilte nochmals an das Fenster, um sich aufs äußerste zu verteidigen. Doch man hielt ihn zum zweiten Male davon ab. Die nochmalige Aufforderung des Dieners zur Flucht kam zu spät. Soldaten und Gendarmen drangen mit vorgehaltenem Bajonett und mit Pistolen in das Schlafzimmer ein. Nur mit einer grauen Hose, grauer Weste, und mit grünen Pantoffeln bekleidet, wurde der Herzog auf den Hausflur hinausgedrängt.

Ein Offizier trat auf den Herzog zu mit den Worten: „Sie sind mein Gefangener", worauf der Herzog mit Festigkeit erwiderte: „Das hängt nur von mir ab und ich werde es nicht sein."

Eine Abteilung Gendarmen nahm Enghien in die Mitte und fort ging es, dem Ausgang der Stadt zu. Von seiner Gemahlin durfte der Herzog nicht Abschied nehmen. Unmittelbar hinter dem Herzog marschierte der Gendarmeriechef Pferdsdorf von Buchsweiler im Elsaß. Er trug in jeder Hand eine Pistole. Schon Wochen vor diesem allem Recht Hohn sprechenden, räuberischen Ueberfall hatte Pferdsdorf den Aufenthalt und die Lebensgewohnheiten des Herzogs ausspioniert.

Die Straßen waren durch französische Truppen abgesperrt. Am Stadtbache wurde Halt gemacht. Ueber einen schmalen Steg ging es nun hinüber zur Ettenheimer Mühle. Hier wurde nochmals von dem Kammerdiener Ganon und von einigen Ettenheimern der Versuch gemacht, Enghien in die umliegenden Rebberge zu retten. Ganon suchte seinem Herrn durch Zeichen verstehen zu geben, nach welcher Richtung er fliehen sollte. In wenigen Minuten hätte er die Weinberge erreicht. Da er ein guter Läufer war, würde ihn keiner von den Soldaten einholen. Das Türchen beim Steg, durch welches der Herzog entkommen sollte, war aber von außen zugeriegelt oder es war von innen nicht leicht zu öffnen. Der Versuch mißlang.

Mit dem Herzog wurde auch Baron von Grünstein, Leutnant Schmidt, der Marquis von Thümery und Sekretär Jacques gefangengenommen. Sämtliche Verhaftete wurden in die Mühle geführt und dann auf einen Leiterwagen gebracht. Gendarmen umgaben den Wagen. So gings die Stadt hinaus nach Grafenhausen und Kappel dem Rheine zu.

Man sah den Herzog nie wieder. Am 21. März 1804 wurde er auf Befehl Bonapartes in Vincennes erschossen.

G. A. Schott:

Karlsruhe in den Revolutionswirren 1848–49

Fortsetzung 1

Bereits am Nachmittag hielt der Landesausschuß unter Deckung der 3. Kompagnie Infanterie mit klingendem Spiel seinen Einzug in Karlsruhe, von den Gesinnungsgenossen lebhaft begrüßt, während die Bürgerschaft die Kaufläden geschlossen hielt; offenbar fürchtete sie neue Ausschreitungen.

Um die ohne Blutvergießen erlangte Macht in der Residenz zu befestigen, mußten die neuen Machthaber in erster Linie die ihnen verhaßte Bürgerwehr beseitigen. Der erste in Karlsruhe gefaßte Beschluß des Landesausschusses sollte dieses Ziel erreichen. Aber die Bürgerwehren waren keineswegs gewillt, sich ausschalten zu lassen. Statt der geforderten Entwaffnung und Auflösung kam es nur zu einer Umbildung der Wehrabteilungen. Auch der Versuch, die Führer der Bürgerwehren durch Neuwahlen auszuwechseln, scheiterte an der Gefolgschaftstreue der Wehrmänner, die darauf bestanden, daß der Schutz der Stadt ihnen auch weiterhin anvertraut blieb. Angesichts der Hartnäckigkeit zogen es die revolutionären Machthaber vor, der entschiedenen Forderung nachzugeben. Einen neuen Auftrieb erhielt die Revolution in Karlsruhe, als die 600 Mann starke schweizerische Flüchtlingslegion aus Besancon eintraf. Struve, der Führer des „Clubs des entschiedenen Fortschritts" hielt nun die Zeit für gekommen, um gegen den Willen Brentanos die Revolution nach dem französischen Beispiel von 1793 zu vollenden, nachdem schon in der Offenburger Versammlung die Spaltung in eine Art konstitutionelle und eine radikaldemokratische Richtung offen zutage getreten war. Zwar hatte der aktivistische Struve einen stärkeren Einfluß auf die aufgeregte breite Masse, gegen seinen Willen und ohne ihn bildete der Landesausschuß am 1. Juni 1849 eine provisorische Regierung, deren Kopf Brentano war. Es kam in den folgenden Tagen sogar soweit, daß die beiden Richtungen sich zu blutigen Auseinandersetzungen anschickten. Gewitterschwül war die Luft in Karlsruhe geladen. Doch es fehlte an einem willensstarken und fähigen Führer mit klaren Zielen in dieser entscheidenden Stunde. So endete in Karlsruhe die Revolution von 1849 in der Hauptsache mit tragikomischen „Mißverständnissen".

Brentano rief zum Schutz vor seinen früheren Genossen die einst als „Tyrannenknecht" beschimpften Bürgerwehren zu Hilfe. Struve auf der anderen Seite organisierte den „Club des entschiedenen Fortschritts" und bemächtigte sich unter Zuhilfenahme der bunt zusammengewürfelten Flüchtlingsschar der Pulvermagazine. Die Bürgerwehr, die das Rathaus und das Ständehaus inzwischen besetzt hatte, sollte überrumpelt werden. Am 6. Juni ließ Bürgerwehroberst Gerber Generalmarsch schlagen und bezog im Schloß und am Schloßplatz Stellung, wo sich ihm auch benachbarte Volkswehren und freiwillige ehemalige Offiziere anschlossen. Die 8 aufgestellten Kanonen hätten im Ernstfall schon eine deutlische Sprache reden können. Ihre Rohre und die Gewehrläufe der Bürgerwehren richteten sich nach den Fächerstraßen, von dorther erwartete man die Freischaren. Nach einigem Warten kamen sie denn auch angerückt. Aber angesichts der angriffsbereiten Gefechtslinie der Verteidiger wurde ihnen bange. Die Drohung des Obersten Gerber, er werde im Falle eines Angriffs schießen lassen, veranlaßte sie, Gewehr bei Fuß Halt zu machen. Naiv erklärten sie, sie seien zum Exerzieren hierher befohlen. Ebenso beteuerte der inzwischen eingetroffene Struve, daß er keineswegs die Absicht habe, die Regierung zu stürzen. Nur werde er von seinen Freunden gedrängt, die Revolution aktiver zu gestalten. Es blieb zunächst beim Zuwarten auf beiden Seiten, bis das von der provisorischen Regierung aus Bruchsal angeforderte Bataillon des 2. Infant.-Regiments in der Landeshauptstadt eintraf. Zwischen den Führern der feindlichen Lager wurde über den Abzug der Freischaren verhandelt. Letztere bequemten sich schließlich dazu, den Schloßplatz zu räumen, sie verbarrikadierten sich jedoch in der Kaserne, dieweil der „Club des entschiedenen Fortschritts" sein Hauptquartier im Rathaus aufschlug. Ein toller Wirrwarr herrschte in den Karlsruher Straßen; Freischärlen und Bürger liefen aufgeregt untereinander herum, kein Mensch wußte wer Feind, wer Freund war. Brentano ließ schließlich, um Klarheit zu schaffen, sowohl den Führer aller revolutionären Volkswehren, den Rheinpfälzer Bekker, als auch Struve selbst verhaften. Erneut ließ Gerber Generalmarsch schlagen, das Schloß und den Marktplatz durch die Bürgerwehr und die Linientruppen besetzen. Die Hahnenfedern sammelten sich darauf am Eingang der Waldstraße. Wieder einmal schien eine blutige Auseinandersetzung unvermeidlich und wieder löste sich die Verwicklung in einem tragikomischen „Mißverständnis" auf. Am Abend wurden die verhafteten Führer in allen Ehren freigelassen. Brentano geleitete seinen Häftling Struve in dessen Wohnung!

(Schluß folgt)

Rasse und Volk

Folge 26 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, 1. Juli 1934

Carl Josef Burkart:

Die Sonne geht auf

Eine historische Novelle aus der Zeit des Wiederaufbaus der Pfalz im 17. Jahrhundert

Der 29. März des Jahres 1652 war ein rechter Vorbote der wärmeren Jahreszeit. Da und dort lag in Gräbern und hinter Mauerresten eine Schneewehe, die von der erstarkenden Kraft der Sonne langsam verzehrt wurde.

Am Morgen dieses nach langem eis- und froststarrem Winter ersehnten Frühlingstages zog langsam und gemächlich ein Fuhrwerk von Mannheim gegen Frankenthal. Die weiten Ebenen des kurpfälzischen Landes lagen noch verödet und verlassen da. Ueber die Felder waren die Hufe der Heerscharen des dreißigjährigen Schreckens getobt und hatten jeden Saatkeim und jeden sproßenden Halm in die Erde gestampft.

Die Menschen, die da auf diesem Gefährt durch die einsame Landschaft fuhren, sprachen kein Wort. Was sie hier sahen, war einst eine blühende Landschaft und ihre Heimat. Der grausame Krieg hatte sie vertrieben und sie mußten drunten im Rheinhessischen Schutz und Obdach suchen.

Vier Jahre war es nun schon her, daß man im Westfälischen den Frieden feierlich mit einem Tedeum ausgesprochen und unterzeichnet hatte. Friede war ja nun, aber die Felder waren damit noch nicht hergerichtet und die Häuser, die Ställe und Scheunen noch nicht aufgebaut. Dazu brauchte es viele Jahre unermüdlicher Schaffenskraft. Das wußte und sah der alte Schoblocher, der mit seiner Tochter Katharina und seinen beiden kleinen Kindern, dem „Mariechen" und dem „Ludwig" sein letztes Pferd, eine dürre Mähre, über die holprige Straße lenkte. Die beiden Kleinen, deren Mutter er in der fremden Erde begraben mußte, — sie hatte den Schmerz um die verlorene Heimat nicht überwinden können — diese beiden Kinder, die zusammen nicht viel mehr als ein Dutzend Jahre zählten, spürten von der rauhen Wirklichkeit nicht viel. Sie waren vom Vater und ihrer älteren Schwester, dem Kathrinchen, so gut versorgt, daß sie den Schmerz um die verlorene Mutter bald vergessen hatten. Jetzt saßen sie zwischen den Kisten und den Wäscheballen auf Stroh gebettet in einer Mulde, daß sie nicht über den Rand des Wagens fallen konnten, und spielten mit einer Puppe, die ihnen der Vater aus einer Rübe, die er am Wege aufgelesen, gemacht hatte.

Auf demselben Wege und in derselben Richtung ging müden Schrittes eine Gestalt mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken. Der Schritt des Pferdes war etwas größer, so daß sich die Abstände zwischen dem Fuhrwerk und jener Gestalt merklich verringerten. Nun sah Kathrinchen, daß es ein junger Mann war, der in einem zerschlissenen Soldatengewand steckte und dessen Schuhe von ein paar Schnüren zusammengehalten waren. Sie betrachtete den Soldaten mit Aufmerksamkeit; es war seit vielen Wegstunden die einzige Abwechslung auf der langen Fahrt. Auch Vater Schoblocher hatte den jungen Mann bemerkt und betrachtete ihn seit einiger Zeit. Sein prüfender Blick hatte unter der schlechten äußeren Hülle und dem müden Gang eine gesunde, sehnige Gestalt entdeckt, die wohl auch tüchtig zu schaffen verstünde, wenn man ihr die nötige Arbeit gäbe. So spann auch er seine Gedanken, als sie endlich nahe genug gekommen waren, um sich ins Gesicht sehen zu können.

Der junge Soldat blieb stehen, um die Fuhre vorbeiziehen zu lassen. Aber Schoblocher blickte ihm nun in die hellen Augen und sah ein unverdorbenes lachendes Jungengesicht. Sie grüßten beide mit einem Kopfnicken und der Alte rief, indem er die Zügel seines Pferdes anzog: „Wohin des Wegs?, junger Krieger?"

„Ueberallhin und nirgends", gab der Junge zur Antwort. Dann entspann sich ein kurzes Gespräch, aus dem der Schoblocher erfuhr, daß der Junge im letzten Kriegsjahr bei den Kaiserlichen gedient habe, daß er aus der Pfalz stamme, aber längst keine Heimat mehr besitze, Haus, Hof und Eltern, alles habe ihm der große Krieg geraubt.

Schoblocher nickte schweigend und es entstand eine Pause, in der sie in ihrem Innern all das Schreckliche gleichsam in Bildern an sich vorbeiziehen ließen.

Indessen betrachtete Kathrinchen mit leuchtenden Augen den jungen Mann, der da am Wagen lehnte, und von seinem schweren Schicksal erzählte.

Endlich brach der Alte das Schweigen und frug ihn, was er denn jetzt anfangen wolle, ob er sich als Knecht auf einer der spärlich aufkommenden Bauernhütten verdingen wolle oder ob er vielleicht in die Dienste des Kurfürsten als Jäger oder Diener eintreten wolle. Das wäre ihm, da er ein junger, schmucker Kerl wäre, sicher ein Leichtes.

„Nein", sagte jener, das wolle er nicht, er habe das Herumziehen, das Kriegsführen und all das Abenteuer satt, er wolle auch nichts am Hofe mit den faulen Leuten zu tun haben. Die Stelle eines Untergebenen könne er nicht ausfüllen, dazu sei er zu freiheitlich gesinnt. Was er wolle, wozu ihm aber die Mittel fehlten, das wäre eine kleine Hütte, ein Stück Land, ein paar „Wiecher" und später eine hübsche Frau, mit der er dieses Gut bewirtschaften könne. An Fleiß und Tüchtigkeit solle es ihm nicht fehlen, und er fügte hinzu: „Das wäre ein Leben".

Schoblocher hörte sich dieses mit heimlicher Zustimmung an und frug den Soldaten kurz entschlossen, ob er denn nicht Lust hätte, mit ihm zusammen ein Gut von Grund auf neu aufzubauen und anzupflanzen, auch er suche für sich und seine Kinder etwas Aehnliches und er sei, obwohl schon älter, doch noch gezwungen, von ganz vorne anzufangen.

Der Junge hatte sich inzwischen das Kathrinchen näher angesehen und fand das runde Gesichtchen, das mit seinen roten Wangen aus dem dicken Halstuch hervorlugte, anregend genug, um dem Vorschlag des Alten lebhaft zuzustimmen. Und er fügte hinzu, er habe gehört, der Kurfürst wolle denen, die ein Haus bauen, Freiheit von allen Abgaben und Zinsen auf viele Jahre hinaus gewähren.

„Wer sein Haus aufbaut, soll drei, wer es repariert, nur zwei Jahre steuerfrei sein", erwiderte Schoblocher und erklärte dem Jungen, daß er durch Anlegung und Kultivierung verwachsener Aecker, durch den Anbau von Reben und durch „Aptierung" einiger wüster Güter noch einige Jahre dazu von der Abgabenlast sich befreien werde. Allerdings müsse man dabei von frühmorgens bis in die Nacht hinein arbeiten und dürfe auf Jahre hinaus nicht locker lassen. „An mir soll's nicht fehlen", warf der Junge ein: aber dieser Versicherung hätte es nicht bedurft, denn er hatte die Sympathie des alten Schoblocher schon gewonnen. Er wollte nur noch wissen, wie er denn heiße, und als ihm der Junge seinen Namen „Michael Grund" genannt hatte, gab er ihm einen Wink, daß er hinten aufsitzen könne.

Michael nahm sein Bündel von der Schulter, legte es auf das Stroh und schwang sich, von neuem Lebensmut durchdrungen, auf die rechte Leiter des hochrädrigen Wagens.

Schoblocher, der im Leben viel gesehen und erlebt hatte, war ein Menschenkenner, er sah, daß er hier den richtigen getroffen hatte; mit diesem jungen Menschen wollte und konnte er eine neue Wirtschaft aufbauen. Und ließ er die Peitsche hell aufknallen und feuerte sein Pferd zu einem Trab an.

Auf langer, langsamer Fahrt ziehen an ihren Augen die Trümmer einstiger Behausungen vorbei, gefällte Bäume, zerrissene Zäune und zerfallene Mauern. Da und dort ragt von einem Stall oder einer Scheune der steinerne Grund und ein paar verkohlte Balken als letzter Rest aus der Erde hervor. Auf den noch erhaltenen Bäumen und Hecken am Wegesrand tummeln sich Raben und Krähen und verfolgen mit frecher Neugier das Gefährt viele Stunden lang.

Die Flüchtlinge kamen schlecht vorwärts auf dem verfilzten Wege. An einigen Stellen war der Schlamm und Morast knietief, so daß sie alle mit Ausnahme der beiden Kinder absteigen und das Gefährt über die Unwegsamkeit ziehen und rücken mußten.

Als es Abend wurde, machte Schoblocher unter einer riesigen Linde, die alle Stürme überstanden hatte, Halt, ließ absteigen und spannte das Pferd aus. Das Tier war von der langen Wanderung und der kärglichen Nahrung so erschöpft, daß es kaum noch die Kraft hatte, sich an den Haselhecken einige Blätter und am Boden eine Handvoll Gras abzureißen für eine einfache Abendfütterung. Der Hafer war schon längst ausgegangen. Auf die Erde senkte sich ein schwerer, kühler Tau, der die Abendluft erfrischte, aber auch kälter werden ließ. Michael dachte daran, ein Feuerchen zu machen. Er suchte dürres Reisig, häufte es zu einem Turm, recht locker und luftdurchlässig, und steckte auf der Windseite einen Busch Stroh darunter. Schoblocher brachte einen Feuerstein und etwas Zunder aus einer Kiste, und nun entfachten sie ein lustiges, flackerndes Feuerchen. Kathrinchen stand dabei und wärmte sich ihre kalt gewordenen Hände. Sie sah dem eifrig hantierenden Michael mit Vergnügen zu. Da man auch hungrig war, verteilte Schoblocher einen Laib Brot und gab jedem noch eine Handvoll Nüsse. Michael machte sich sogleich daran, dem Kathrinchen und den beiden Kindern die Nüsse aufzuknacken. Er zeigte darin besonderes Geschick, in dem er zwei Nüsse in einer Hand gegeneinanderpreßte, bis die eine aufsprang. Das Feuerchen hatte jetzt eine schöne Glut und es wäre schade gewesen, hätte man sie nicht zu irgendetwas Bratbarem benutzt. Das dachte auch Schoblocher, als er in die prasselnden Flammen und die hohe Schicht der glühenden Asche sah. Kurz entschlossen packte er eines der Hühner, die er in einem mit Latten vergitterten Kasten mitführte, der unter dem Wagen befestigt war. Kathrinchen hatte gerade den Käfig geöffnet und ein paar Maiskörner hineingeworfen. Schoblocher nahm das Huhn, schlachtete es, rupfte sein Federkleid aus und sengte die Stoppeln am Feuer ab. Dann schnitt er sich eine Haselgerte und spießte das Huhn auf, um es am Feuer langsam gar werden zu lassen. Den Spieß wendete er nach allen Seiten, und als ein köstlicher Duft das Garwerden verkündete, nahm er den Braten, streute Salz darauf und verteilte ihn. Schließlich ließ er noch einen irdenen, enghalsigen Krug mit Rheinwein zirkulieren. Die Kinder bekamen zur Beruhigung auch je einen Schluck.

Nun galt es, die Nacht im Freien zu verbringen. Das Pferd wurde mit einer Decke versehen und an den Baum gebunden, der Wagen war so aufgestellt, daß er den schärfsten Wind der Nacht abhielt, oder seine Wirkung doch abschwächen konnte. Nun bettete Kathrinchen die beiden Kleinen im Stroh des Wagens zur Ruhe und darauf legten sich alle, Michael in respektvoller Entfernung, auf den Wagen und deckten sich, soweit die Decken und das Stroh reichen wollte, notdürftig zu. Kathrinchen hörte noch den Schrei des Baumkauzes, der in der Linde wohnte, und zuckte erschreckt zusammen. Aber bald entschwand ihr das Bewußtsein und ein tiefer Schlaf hielt sie umfangen. Schoblocher überdachte vor dem Einschlafen den Tag und spann für seine nächste Zukunft neue Pläne. Daß in diesem Augenblick über den fernen Konturen der Haardt eine leuchtende Sternschnuppe fiel, nahm er als ein gutes Zeichen.

Ein zäher Nebel ließ am andern Morgen die Sonne nur wie ein dichtes Schleiergewebe mit Millionen von Rubinen und Diamanten dringen. Die Schläfer erhoben sich, zogen ihre Kleider zurecht und klopften die kalten Hände und Arme warm. Das Pferd wurde eingespannt und weiter ging die Fahrt in den erwachenden Morgen hinein. An diesem Tage fand Schoblocher sein zerstörtes Haus und seine verwüsteten Felder. Nun war er wieder in der Heimat, jetzt mußte alles wieder gut werden, mochten die Umstände und Verhältnisse für ein neues Leben auch noch so schwierig sein, Michael half dem Bauer zunächst für das Pferd einen Schuppen mit einem Lauddach herzurichten, damit das Tier eine Unterkunft hatte. Sie selbst mußten noch einige Tage auf dem Wagen kampieren, bis eine notdürftige Hütte hergerichtet war.

Nun kam für alle eine arbeitsame Zeit. Schoblocher und Michael trugen Steine zusammen, für die Wände einer neuen Behausung. In Frankenthaler erstand der Alte eine Fuhre Bauholz, darunter für Schwelle und Türpfosten eichenes, denn, so wollte es der Kurfürst. Schoblocher verstand sich darauf, mit Axt und Säge, mit Stemmeisen und Hobel umzugehen, und so hatte er den Plan gefaßt, sein altes Haus, von dem ja noch die Kellerräume und einige Mauerreste stehen geblieben waren, selbst wieder aufzubauen. Das war eine schwere, aber schöne Zeit. Michael half, wo er konnte, und nahm dem Alten die schweren Lasten ab.

Kathrinchen mußte für das Essen und die beiden Kleinen sorgen und hatte den Tag über gar vielerlei zu tun. Das Pferd versorgte sich selbst, indem es den ganzen Tag über in der näheren und weiteren Umgebung nach würzigern Gräsern und grünen Hecken Ausschau hielt. Nach zwei Monaten konnten sie in das strohbedeckte Haus einziehen. Das gab ein kleines Fest, bei dem Schoblocher den letzten Rest des mitgenommenen Weines zum Besten gab.

An diesem Tag versprach er Michael, den er einen tüchtigen und fleißigen Burschen nannte, das Kathrinchen zur Frau. Natürlich müßten er und sie noch ein paar Jahre tüchtig schaffen, bis Scheune und Stall aufgerichtet und das Feld so weit wieder aufgepflanzt sei, daß sie damit das Pferd und ein Joch Kühe halten könnten. Die beiden glücklichen Brautleutchen versprachen, ihre ganze Kraft einsetzen zu wollen, daß dies bald der Falle sein werde.

Max Dufner-Greif:

Badisches Armeemuseum

Waffenhalle
Der Westmark am Rhein!
Durch das Blätterdach alter Platanen
Und zwischen Kanonen vorbei am Portale
Tretet erschauernd ein!
Hier weht der Geist von tapferen Ahnen,
Als ob aus Blut und rauchigem Brand
Ein göttlicher Erzton gewaltig töne.
Den Frommen im Land
Sind tausend Kapellen zur Andacht geweiht,
Hier feiert die Heimat die heldischen Söhne.
Aus Bildern der Wand
Schauen Soldaten vergangener Zeit
Den Betrachter an,
War auch ihr Waffenrock anders und bunter,
Ein deutsches Herz wie deins schlug darunter.
Fahnen mit bunten Bändern,
Zum Sieg getragen in fremden Ländern,
Pallasche, Pauken, Gewehre,
Helme versunkener Heere
Haben im Kampf ihre Pflicht getan.
So lege den Finger zum Schwur daran:
Treu wie die Ahnen zu sein,
Enkel der Westmark am Rhein!

Eugen Singer:

Die Gefangennahme und der Tod des Herzogs von Enghien

(Ein französischer Ueberfall im Lande Baden)

Es war am Abend des 14. März 1804 zu Ettenheim. Im Hause der Witwe Sartory hatten sich der Herzog von Enghien mit seiner Gemahlin Charlotte, Prinzessin von Rohan-Rochefort, eine Nichte des am 17. Februar 1803 zu Ettenheim verstorbenen Kardinals Rohan, deren Freunde, Baron von Grünstein, Leutnant Schmidt aus Freiburg i. Br., Marquis von Thümery, Baron von Ichtrazheim und der Sekretär des Herzogs, namens Jacques, eingefunden.

Herzog von Enghien wohnte seit September 1801 zu Ettenheim im 2. Stocke des von Ichtrazheimischen Hauses, während die Prinzessin Charlotte nach dem Tode ihres Oheims, Kardinal Rohan, bei Frau Sartory Wohnung genommen hatte. Hier trafen sich die Freunde Enghiens fast täglich, um sich über Literatur, Kunst und Wissenschaften zu unterhalten.

An jenem Abend des 14. März waren es aber besondere Ereignisse, welche die Freunde zusammenführte. Dem Herzog wurde schon gegen 5 Uhr abends durch Abbé Simon ein Brief übergeben, worin Notar Rösch aus Rheinau dem Herzog mitteilte, daß eine Abteilung französischer Dragoner von Schlettstadt aufgebrochen sei, mit dem vielsagenden Ziel Ettenheim. Der Kommandeur des Trupps habe den Befehl, den Herzog gefangen zu nehmen.

Tags zuvor war Herzog Enghien von verschiedenen Personen und durch mancherlei sonderbare Vorkommnisse gewarnt worden. Als mutiger, tapferer Mensch zeigte er keine Furcht und legte wenig Wert auf die Gerüchte. Er glaubte, man würde höchstens ein paar Banditen auf ihn loslassen, deren er sich leicht erwehren werde. Der abgegebene Brief gab ihm nun aber doch Veranlassung, seine Freunde zu einer Aussprache zusammenzurufen.

Die Freunde des Herzogs und mehrere Bürger der Stadt Ettenheim waren mehr besorgt um die Sicherheit seiner Person, als Enghien selbst. Bei der Besprechung des Briefes des Notars Rösch stand Enghien unter dem offenen Fenster und hörte nur halb auf die Reden seiner Freunde. Im Westen zog langsam ein Gewitter herauf. Leise grollte der Donner und aus der gewaltigen schwarzen Wolkenwand, die sich am Horizont emporschob, zuckten die Blitze nieder. Der leichte Wind, der sich erhoben hatte, wuchs plötzlich zum heftigen Sturme an. Heulend fuhr er durch die Gassen und brach sich an den Türmen und Giebeln der Stadt. Manchmal klang es wie eine Fistelstimme, um gleich darauf mit einem dumpfen orgelähnlichen Ton abzuwechseln. Bisweilen klang es wie ein Stöhnen und Aechzen, und wenn der Sturm besonders heftig tobte, wie ein gellender, aus angstgepreßter Kehle kommender Aufschrei. Von Zeit zu Zeit zuckte ein langer Blitz über den kohlschwarzen Himmel hin, als habe dieser einen Riß bekommen, und der Donner polterte nach. Das Gewitter war über der Stadt. Schwer brach der Regen nieder.

Enghien schloß das Fenster mit der Bemerkung: „Dieses Wetter schickt uns der Korse. Es dünkt mir wie ein Vorbote kommenden Unheils".

„Muß Dich dieses Unwetter erst zur Vorsicht mahnen", entgegnete seine Gemahlin Charlotte. „Ich habe eine unerklärliche Furcht vor Bonaparte. Der Gedanke an diesen rücksichtslosen Gewaltmenschen löst in mir ein unaussprechliches Grauen aus, das mein ganzes Denken und Fühlen gefangen hält."

„Herzog Enghien", begann Frau Sartory, „Sie sind zu zuversichtlich. Wem Bonaparte nicht Freund ist oder gar im Wege steht, der wird klug tun, alle Vorsicht walten zu lassen. Ich finde es begreiflich, daß der erste Konsul Frankreichs nach den letzten Verschwörungen und Anschlägen gegen sein Leben, alles tut, um sich und damit die Ruhe des Staates zugleich zu sichern. Aber er verfolgt ganz andere Ziele. Es ist ihm nicht um die Erhaltung der Republik zu tun. Nein! Kaiser der Franzosen will er werden. Er fürchtet Sie nicht nur, er haßt Sie auch. Sie, der jüngere Condé, ein tapferer und entschlossener Soldat, sind ihm im Wege."

„Madame Sartory hat recht", nahm Leutnant Schmidt das Wort. „Bonaparte wird sich nicht damit begnügen, die Angriffe seiner Gegner abgewehrt zu haben. Den ersten Schrecken und Zorn überwindend berechnet er politisch klug: „Es muß den monarchisch gesinnten Prinzen ein für-allemal das Handwerk gelegt, es muß ein Exempel statuiert werden, das denjenigen alle Lust nimmt, die mit ihm nach der Kaiserkrone greifen wollen. Und dieses abschreckende Beispiel wird der Herzog Enghien sein."

Enghien lächelte über diese Angst und Besorgnis seiner Freunde. Er antwortete mit Gleichmut und Offenheit: „Was wollte Bonaparte auch von mir? Ich habe an der Verschwörung Cadoudals und Pichegrus nicht den geringsten Anteil. Das sind übelriechende Torheiten. Ich verachte alle diese Anschläge auf seine Person. Mein Weg geht gerade aus, weder rechts noch links. — — Wenn es gilt, für unsern König das Leben in die Schanze zu schlagen, werde ich es immer tun und niemals mich feige verkriechen. Ich kann dem König und dem Staat nicht im Fracke dienen, es sei denn, daß der Frack zur Uniform erklärt werde", entgegnete der Herzog.

„Das ist es", erklärte Baron von Grünstein, „Sie sind ein Bourbon und das genügt Bonaparte. Ihre Geburt, die Rechte Ihrer Familie und Ihre Ansichten müssen Sie zum Feinde der neuen Regierung machen. Bonaparte wittert das, wie ein Jagdhund, der das Wild riecht, auch wenn er es nicht vor Gesicht hat."

Es klopfte draußen am Tor. Ein zweiter Brief von Abbé Simon wurde der Prinzessin Charlotte abgegeben. Enghien stand neben dem Baron von Ichtrazheim, als Charlotte ihm den Brief zu lesen gab. Er enthielt wiederum eine eindringliche Warnung und Mahnung zur Vorsicht.

Da forderte der energische Leutnant Schmidt Enghien auf, mit seiner Gemahlin nach Freiburg i. Br. zu fliehen.

Der Herzog umfaßte mit einem langen, innigen Blick die geliebte Gestalt seines schönen, braven Weibes.

„Nun gut, wir verlassen morgen früh um sieben Uhr Ettenheim durch das Ringsheimer Tor. Erwarten Sie mich beim Hänlebrunnen mit dem Wagen. Gott helfe uns! Und nun, gute Nacht, Charlotte, Madame Sartory und gute Nacht alle meine lieben Freunde. Wir gehen nun. Das Wetter ist ja zu Ende. So geht alles vorüber." Fast in scherzendem Tone sprach Herzog Enghien.

In Begleitung von Ichtrazheim, Grünstein und Schmidt ging der Herzog hinüber nach seiner Behausung. Dort ließ er in das an sein Schlafzimmer anstoßende Zimmer für Grünstein und Schmidt Betten stellen. Die Bitte des Kammerdieners Ganon, in den Straßen Ettenheims Wache halten zu dürfen, schlug er ab. Enghien verlangte nur noch seine Waffen, die er nebst Munition auf einen Tisch neben seinem Bette legte. Die Türen wurden gut verschlossen, alle Lichter im Hause gelöscht.

Die Stadt lag in tiefer Ruhe. Der Mond warf zwischen dahinziehenden Wolken sein grünsilbernes Licht hinein in die dunklen Gassen und die Schatten der steilen Dächer wuchsen an den Häusern empor, liefen mit dem Mondlicht weiter, um wieder gleich riesengroßen Gespenstern in die finstere Nacht zu versinken. Man vernahm keinen andern Laut, als das eintönige Plätschern eines Brunnens. Es war eine jener schweren Nächte, die ihren Atem stundenlang anhalten, dann einen langen, leisen Seufzer vernehmen lassen und hernach wieder schweigen.

Es war 5 Uhr morgens. Noch lag die Nacht über Stadt und Land. Der fünfte Schlag der Kirchenuhr verhallte eben in den Gassen, als der Herzog durch ein polterndes Geräusch am Hoftor vom Schlafe auffuhr. Mit ihm wurde Canon wach.

„Schnell die Flinte, Canon, sie sind am Hoftor", rief der Herzog und sprang aus dem Bette. Mit der Waffe eilte jeder an ein Fenster.

„Wer kommandiert hier," rief Enghien in die Gasse hinab, wo vor dem Hause ein starker Trupp bewaffneter, französischer Soldaten und Gendarmen mit mehreren Offizieren stand.